



**Predigt im Festgottesdienst zum 10-jährigen Bestehen des
Deutschen Institutes für angewandte Pflegeforschung e. V. (dip)
08. Juli 2010 in Köln**

Lesung Apg 3,1-10
Evangelium Lk 13,10-17

Richtet euch auf!

Liebe Schwestern und Brüder!

„10 Jahre dip! Gut für die Pflege.“ Ja, es war gut, dass sich Mitte der 90er-Jahre einige Frauen und Männer in katholischen Hochschulen und Verbänden aufmachten, neue Wege zu suchen, um die Pflegeforschung in Deutschland zu stärken. Herzlichen Glückwunsch allen, die dazu den Mut hatten und heute auf zehn gute Jahre zurückblicken und gleichzeitig vorausschauen können. Denn die Forschungs- und Entwicklungsarbeit des dip kommt den Einrichtungen im Pflege- und Gesundheitswesen und den Berufsangehörigen, den Hochschulen und Verbänden, den Kostenträgern und der Politik zugute. Vor allem aber gilt die Arbeit des dip den Pflegebedürftigen selbst und ihren Angehörigen. Und das ist notwendiger denn je.

Denn viele Millionen Menschen sind es jährlich, die von Krankheiten gebeugt und niedergedrückt sind. „Und siehe, da war eine Frau, die schon 18 Jahre einen Geist des Siechtums hatte“, heißt es wörtlich im griechischen Original des Lukas-Evangeliums.“ Ein Geist des Siechtums. Wer krank ist hat wirklich oft das Gefühl, von etwas anderem beherrscht zu werden. Gebeugt und gekrümmt erfahren sich aber auch häufig jene, die den Dienst der Pflege und der ärztlichen Sorge ausüben. Knappe Personalschlüssel, Schichtdienst und eine nicht immer optimale Bezahlung drücken viele nieder, die sich der Arbeit mit kranken Menschen verschrieben haben.

Gebeugt und gekrümmt erfahren sich Patienten, Personal und Einrichtungen gleichermaßen von gesellschaftlichen Ansprüchen. Werden Krankheiten doch oft als Betriebsunfälle des Lebens betrachtet und Pflegebedürftigkeit als ein eigentlich zu behebender Zustand. So, als sei es das Normale, gesund und aktiv zu sein. So ein Anspruch macht Druck. Druck auf die Patienten, sich baldmöglichst wieder normal zu verhalten; Druck auf die Pflegenden und Ärzte, die Genesung kompetent und menschlich zugewandt voranzubringen; Druck auf die Einrichtungen, sich wie eine Reparaturwerkstätte zu verstehen, bei der man die Krankheit abgibt und die Gesundheit mitnimmt.

Die kranke Frau des Evangeliums "war gekrümmt und völlig unfähig, sich noch aufzurichten." Wer so gebeugt ist, der hat keinen Überblick mehr! Denn wer unfähig ist, sich noch aufzurichten, dessen Horizont wird eng. Genauso eng, wie viele die Rahmenbedingungen des Gesundheitswesens empfinden. Da widerstrebt es dem ethischen Selbstverständnis, anderen helfen zu wollen, Krankheiten zu heilen und Leben zu ermöglichen, wenn jeder einzelne noch so banale Handgriff abgerechnet werden muss. Pflege im Minutentakt ist menschenunwürdig und gleichzeitig sind die menschlichen und finanziellen Ressourcen nicht unbegrenzt.

Liebe Schwestern und Brüder! Jesus sah, rief die Frau zu sich und berührte sie. Dieser Mann aus Nazareth hat ein Auge für die Not der Frau, für ihre verweinten Augen und den gebeugten Rücken. Er dreht sich nicht auf die Seite, wenn es unangenehm wird. Und Jesus geht noch einen Schritt weiter. Denn diese Frau ist gebeugt und geknechtet an dem Tag, an dem Israel den Tag der Befreiung aus der Knechtschaft in Ägypten feiert, nämlich am Sabbat. Am Tag der Befreiung aber darf ein Mensch nicht niedergedrückt bleiben. Wenn Erlösung keine fromme Floskel ist, dann muss sie für diese Frau zu erfahren sein. Und dafür nimmt Jesus den Konflikt in Kauf.

Und in dieser Tradition stehen auch die Freunde Jesu. Als Petrus und Johannes nach der Erzählung der Apostelgeschichte zum Tempel hinaufgehen, begegnen sie einem von Geburt an gelähmten Mann. Und als er sie um Almosen anbettelte, sagte Petrus: „Silber und Gold besitze ich nicht. Doch was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, des Nazoräers, geh umher! Und er fasste ihn an der Hand und richtete ihn auf.“ Wie die gekrümmte Frau in der Begegnung mit Jesus aufgerichtet wird, so richtet Petrus den Gelähmten im Namen Jesu auf. Der Mensch, den der aufrechte Gang kennzeichnet, hat seine Würde wieder. Er, der vorher gebeugt war, ist aufgerichtet!

Liebe Schwestern und Brüder! Deshalb ist die Sorge um die Kranken, Pflegebedürftigen und Sterbenden noch immer ein Dienst der Kirche. Es ist ein Dienst der Kirche, den Sie mit Ihrem Institut seit zehn Jahren ausüben. Denn mit Ihrer Arbeit im ganzen Spektrum von Forschung und Entwicklung, von Evaluation, Beratung und wissenschaftlicher Begleitung im Pflege- und Gesundheitswesen unterstützen Sie, dass Menschen wieder aufrecht gehen können; die Kranken und die Pflegenden, aber auch die Einrichtungen, damit sie in der Lage sind, das zu ermöglichen. So wird in Ihrer Arbeit die göttliche Sorge um den kranken und dem Tod geweihten Menschen greifbar.

Und weil die Krankenpflege ein Dienst ist, in welchem etwas von Gottes Güte und Liebe sichtbar wird, müssen wir aber auch den Mund aufmachen, wo Gefahr droht. Die politisch geforderte Beitragsstabilität der Kassen droht zu Lasten der Pflegebedürftigen zu gehen. Die Würde des Menschen ist jedoch unantastbar. Auch die der Kranken, Sterbenden und jener, die sich um sie sorgen. Und deshalb haben wir uns auch dafür einzusetzen, dass adäquate Bewertungskriterien für die Arbeit der Pflegeeinrichtungen den Betroffenen und nicht einem blinden Aktionismus zugute kommen und dass es zur längst überfälligen Reform der Pflegeausbildung kommt.

Bei alledem ist es ein Dienst der Kirche, den „offenen Rest“ zu verkünden. Weil Gesundheit eben oft nicht einfach wieder herzustellen ist und weil kranke Menschen nicht wie ein kaputtes Auto zu reparieren sind, gilt es auch, ein Leben mit heillosen Situationen im Blick zu haben. Weil wir an einen Gott glauben dürfen, der die Not der Menschen sieht und der in Jesus und allen, die ihm

folgen heilt und aufrichtet, können wir aber auch darauf vertrauen, dass selbst im Tod das Leben sich noch einmal als stärker erweist. Nicht wir haben alles zu leisten, sondern er ist es, der noch in ausweglosen Situationen Leben ermöglicht; ist er doch ein Gott des Lebens und nicht des Todes!

Liebe Schwestern und Brüder! Für mich sind die biblischen Texte dieses Gottesdienstes so etwas wie Hoffnungsgeschichten, weil gekrümmtes und gebeugtes Leben aufgerichtet wird. Erzählen Sie deshalb immer wieder diese Geschichten und die Geschichte Ihres Institutes und vielleicht geht es Ihnen dann so ähnlich wie jenem jüdischen Rabbi, dessen Geschichte uns Martin Buber überliefert hat:

„Mein Großvater war lahm. Einmal bat man ihn, eine Geschichte von seinem Lehrer zu erzählen. Da erzählte er, wie der heilige Baalschem beim Beten zu hüpfen und zu tanzen pflegte. Mein Großvater stand und erzählte, und die Erzählung riss ihn so hin, dass er hüpfend und tanzend zeigen musste, wie der Meister es gemacht hatte. Von der Stunde an war er geheilt. So soll man Geschichten erzählen.“

So wünsche ich Ihnen und uns allen, dass wir so aus den Geschichten Jesu mit uns Menschen leben können – aufrecht und mutig. Amen.

Prälat Dr. Peter Neher